

175429 p. 61-65



AN FLANDERNS KÜSTE

KRIEGSZEITUNG FÜR DAS MARINEKORPS

Nummer 61

Reinertrag für Wohlfahrtszwecke

15. September 1918

'n lütten blaamschen Bertell.

Blaamsch to snacken, dat is gornich swör,
Sind jußt deselven as unsere Wör,
Wenn man god oppaßt, learnt man snell „klappen“.
Tom Bispeel id, id snack all so 'n Happen.

Gühst du een Meisje, seggst: „Guten Dagg!“
Se seggt dat of; — wenn se denn lach,
Denn lachst du of; — Mann, büßt nich kloß? —
Id meen, dat weur doch 'n einfache Sprooch!

Wenn du mit langs wullst, fot's ehr an Arm.
„Schoon Weder vandag“, seggst ganz ohne Harm;
„Na, Meisje, geihst mit mi langs bet no'n Hoben?“
Worop se seggt: „Dat mut chi niet globen!“

„Na, Kleentje, een Seemann gibt nich so gau Bott;“
„Id gloob, chi fied krankfinnig!“ seggt se ganz flott.
Na, dorop is Jantje erst mol geknickt;
„Krankfinnig“ op dütsch heet sodeel as verrückt.

Nu streekt ehr jutje de Hoor ut 'n Nacken
Un frogst: „Du, wölt wi een „Pintje packen“?“
„Aber seker, Mynheer, warum denn of niet!“
Holl fast, wat du hest, Jan-Moot, nu is Tied!

In de Wertschapp moßt 't so, as et jümmer all wor,
Kniepst ehr mol hier un kniepst ehr mol dor.
Gen „Totje“ — heet Kuß —, denn kriegst du dann of.
Wat, — — blaamsch is doch 'n einfache Sprooch??

Walter Rothenburg.

Matrosen-Patrouille.

Der Tag beginnt zu grauen, das geschäftige nächtliche Treiben im Schützengraben verstummt. Die Nachtposten werden durch die Tagposten abgelöst, und die Seeleute pilgern zu den Küchen, sich ihren Morgentasse zu holen. Aus einem Unterstande tönt ein „Hoch da, hoch da, wir müssen raus ins Vorgebiet!“ Diese Worte richtete ein Obermaat an seine Leute, erhob sich schnell und rüstete sich und seine Leute mit Handgranaten aus. Die Patrouillengänger, alles junge, freiwillige Leute der Kompagnie, begaben sich in den vordersten Graben, um dort mit noch anderen Kameraden, die auch an dem Unternehmen gegen den feindlichen Posten teilnehmen wollten, zusammenzutreffen. Alles wurde noch einmal leise besprochen. Der Führer, Ob.-Btm.-Mt. Schmidt der 1. Komp. Matrosen-Regiment 3, gab ruhig und sicher seine Anordnungen. Dann kroch man in der Dämmerung vorsichtig und langsam vor. Ein braver Seemann rief noch seinen Kameraden leise zu: „Du, Hein, heft Du ook den Snaps nich vergeeten, et is bannig foold hüt morgen, do mut so'n lütten Magenbrenner nohelfen.“ „Allens in de Reih“, antwortete der gerufene Hein. Die Leute konnten den Magenbrenner draußen gut gebrauchen, denn die Patrouille beabsichtigte, sich den ganzen Tag im Vorgebiet aufzuhalten, um am Abend das geplante Unternehmen auszuführen. Ob.-Btm.-Mt. Schmidt war bereits über die erste feindliche Linie hinaus und arbeitete sich mit seinen Leuten weiter vor bis in die zweite feindliche Linie, die vom Feinde unbefestigt war. Der Feind hatte noch nichts bemerkt, sämtliche Teilnehmer langten unversehrt in der zweiten feindlichen Linie an. Hier blieben 5 Leute unter der Führung des Unteroffiziers Lanz, 1. Komp. Matrosen-Regiment 3 liegen. Ob.-Btm.-Mt. Schmidt und Oberheizer Stage schlichen sich dertwischen ganz vorsichtig bis ans Drahtverhau des auszunehmenden Postens heran. Nur langsam, mit der größten Vorsicht konnten sie sich vorarbeiten, denn es galt, auf keinen Fall entdeckt zu werden. Der feindliche Nachtposten zog sich denn auch bald zurück, ohne unsere Patrouille bemerkt zu haben. Jetzt arbeiten sich die beiden Leute noch weiter vor. Als sie das 30 m breite und 2 1/2 m hohe Drahtverhau erreicht hatten, holte jeder eine große Drahtschere hervor und fing ganz gemächlich an, das starke Drahthindernis zu durchschneiden. Nach dreistündiger schwerer Arbeit bei kaltem, unfreundlichem Wetter war das Werk vollendet. Unsere beiden Leute gönnten sich jetzt etwas Ruhe und erwärmten ihre kalten Glieder mit einem Kognak. Das war eine Wohltat. Ob.-Btm.-Mt. Schmidt kroch nun wieder ein Stück zurück, um dem Unteroffizier Lanz mitzuteilen, daß es gelungen sei, das Drahthindernis zu durchschneiden. Der Tag blieb kalt und unfreundlich. Die Patrouillenteilnehmer hatten im freien Gelände nichts zu lachen. Alle 2 bis 3 Stunden machten die Leute eine Zeitungsprobe, gaben ihre Beobachtung über den Feind in Stichwörtern durch und berichteten, daß es allen noch gut ginge. „Nur bannig foold, Herr Leutnant“, gab der schon erwähnte Hein durch, „man mot sich doch to oft künstlich er-

wärmen.“ Um 10 Uhr abends, es war noch heller Tag, begab sich Sergeant Schlump, 4. Komp. Matrosen-Regiment 3, mit seinen Leuten zur Verstärkung der Patrouille hinaus. Da sie sich in dem verhältnismäßig günstigen Gelände geschickt vorzuarbeiten verstanden, wurden auch sie vom Feinde nicht entdeckt, und bald kam auch die Meldung durch, die Sache verlaufe programmäßig. Der Schützengraben, sowohl bei uns wie auch drüben beim Feinde, begann sich mit einsetzender Dämmerung zu beleben. Drüben konnte man deutlich vernehmen, wie sich die Nachtposten zum Aufziehen klar machten. Bei den Patrouillenteilnehmern herrschte jetzt eine gewaltige Spannung, denn der Augenblick, wo der eigentliche Hieb ausgeführt werden sollte, rückte immer näher heran. Obermaat Schmidt kroch jetzt mit seinem Begleitmann, Oberheizer Stage, in den feindlichen Posten hinein und legte sich dort auf die Lauer. Eine Weile verging, bis die aufziehenden Posten sichtbar wurden. Sie blieben jedoch noch zurück, und nur ein Mann näherte sich, vorsichtig nach allen Seiten ausspähend. Etwa 5 m vor dem Posten suchte er, guckte noch einmal vorsichtig vor, dann machte er kehrt und lief, was das Zeug halten konnte, zurück. Ob.-Btm.-Mt. Schmidt stürzte sich jedoch wie ein Löwe auf seinen Gegner, der durch einen am Boden liegenden Draht zu Fall kam und sich ohne Kampf ergeben mußte. Es war ein Offizier, der mit seinen Leuten in Stellung rücken wollte. Da vollständige Dunkelheit noch nicht eingetreten war, hatte der Feind den Vorgang gehört, und mit dem Ausruf „Attaque“ stürzten sich etwa 20 Belgier unsern Leuten entgegen, die den Rückzug des Ob.-Btm.-Mt. Schmidt deckten. Sergeant Schlump und Unteroffizier Lanz stürzten sich jetzt mit grimmer Wut dem Feinde entgegen. Es kam zum Handgemenge, der Feind schlug mit dem Gewehrkolben drein, gleichzeitig wurden aus dem feindlichen Hauptgraben Gewehrgranaten geschossen. Ein Belgier hatte einen unserer Seeleute beinahe überwältigt, sank dann, von einer Gewehrgranate getroffen, mit zerfetztem Schädel nieder. Unser Mann wurde ebenfalls an mehreren Stellen verwundet. Einige Minuten darauf trat Stille ein, dann versuchte der Feind einen Gegenstoß. Er wurde unter der schneidigen Führung des Sergeanten Schlump und des Unteroffiziers Lanz gebührend empfangen, indem unsere Leute, die zu unterliegen drohten, sich mit Handgranaten und Gewehren verzweifelt zur Wehr setzten. Höchst gefährlich war die Situation! Handgranaten und Gewehrmunition gingen zur Neige. Der Feind aber, anscheinend im Glauben, daß ein Gegenstoß unsererseits folgen würde, räumte das Feld.

Die wadere Tat fand ihren Lohn. Ob.-Btm.-Mt. Schmidt aus Barel bei Wilhelmshaven und Sergeant Schlump aus Hamburg erhielten für ihren Schneid das Eiserne Kreuz 1. Klasse, wogegen der vielbewährte Unteroffizier Lanz aus Allmannsweiler, Oberamt Tettnang (Württemberg), der bereits Inhaber des E. K. 1. Kl. und des Militärverdienstkreuzes ist, für sein tapferes Verhalten zum Sergeanten befördert wurde. Lt. Marquardt.

Unser Liebsfrauenturm.

Im Kriegsjahr 1918 ist in Brügge eine Gedichtsammlung „Opalen“ der flämischen Dichter Karel van Scharphout und Ward van Dorst herausgegeben worden, von der wir hier eine Probe folgen lassen:

Onze lieve vrouwe toren.

Karel van Scharphout.

Mijn oog hangt droomerig langs de ouden leengen toren
Wier sijne maagdenleest zeer slank ten hemel stijgt,
En fier met 't reine hoofd den wolkenkoepel rijgt,
Met het bewust gedacht van euwenlang bekoren.

Een donsge morgenmist omgort zijn statig glore
In eenen witten kant die hem van 't voorhoofd zijgt,
En uit zijn helder oog een sombre blik ontvijgt
Om 't jarenlang gewacht op gloriën herboren.

En wijl ik kouwelijk de grize lucht inschouw,
Bezielt een blij gedacht het lenig slank gebouw,
En wordt het 't eenig lief warrop mijn ziel ging wachten.

Ik voel zijn steenentrots mij door het harte gaan
Mijn angsten vlieden weg, mijn twijfel wordt getaand,
Door eeuwen hou en trouw, in koppig faam verachten.

leengen = geschmeidig, maagdenleest = jungfräuliche Gestalt, fier = stolz, wolkenkoepel = Wolkentempel, rijgt = wölft, reiht; etwa: berührt, erreicht, gedacht = Gedanke, eeuwenlang = jahrhundertlang, bekoren = begaukeln, beglücken, donsge = flaumig, morgenmist = Morgennebel, omgort = umgürtet, statig glore = statlich (feierlich, würdevoll) Gleichen (Leuchten), kant = Spitzen, hem = ihm, voorhoofd = Stirn, zijgt = hinsinken, niedertreffen, helder = hell, klar, licht, rein, sombre = düster, trübe, ontvijgt = entweicht, Om = wegen, gewacht = Wartens, gloriën = Glorie, Ruhm, Ehre, herboren = neu geboren, neu erstanden, wijl = während, kouwelijk = fröstelnd, blij = froh, heiter, steenentrots = Steinestolz, vlieden = fliehen, getaand = etwa: mein Zweifel schwindet dahin, trouw = durch Jahrhunderte fest und treu, koppig = starrköpfig, eigentwilig, faam = Ruhm, Ansehen.



Nach einer Skizze von Gleichhori.

Geesoldaten im Kampf.

Wie man einst in Flandern Recht sprach.

Von Ludwig Brinner.

Auch der begeistertste Lobredner der „guten alten Zeit“ verstimmt, wenn man ihm einen Punkt entgegenhält: die Rechtspflege. Nur mit Schaudern und Entsetzen vermögen wir uns in jene Zeit zurückzuerheben, in denen als schier einziges Beweismittel vor Gericht die Schreden der Folter in Anwendung kamen, in denen man selbst geringe Vergehen mit grausamen Verurteilungen ahndete, in denen die leicht verhängte Todesstrafe unter grausamen Qualen vollzogen ward. Diese rohe Rechtspflege entsprach der allgemeinen Geistesverfassung. Kein Volk, kein Land, kein Staat Europas hat da einem andern etwas vorzuerweisen oder etwas vor ihm voraus. Soviele Gleichartiges und Gleichförmiges aber die einstige Rechtspflege aufweist, es finden sich doch für einzelne Länder recht merkwürdige Eigentümlichkeiten. Daß das für die blämischen Lande ganz besonders zutrifft, wird niemanden verwundern, der bedenkt, daß diese Gebiete sich in durchaus eigenartiger Weise entwickelt haben, daß in ihnen allzeit ein erhebliches Maß von Selbstregierung und Selbstverwaltung erhalten geblieben und z. B. das altgermanische Schöffengericht niemals außer Übung gekommen ist. Das altblämische Strafrecht enthält mancherlei, was auch für den Zeitlebenden von Belang und wissenschaftlich ist, zumal, wenn er Land und Volk von heute näher kennen gelernt hat. Daß den Vlamen auch heutzutage noch ein gewisser Hang zur Grausamkeit eignet, weiß jeder, der von ihrem Wüten gegen die Singvögel und Störche, von ihrer Lust an Hahnenkämpfen usw. vernommen hat. Sie haben denn auch in der Rechtspflege früherer Jahrhunderte bisweilen eine kaum zu überbietende Roheit an den Tag gelegt. (So zeigte man — um nur ein Beispiel zu geben — in Antwerpen der Verdächtige durch Trompetenstöße an, wenn ein Missetäter auf dem Wege zu der Richtstätte mit glühenden Zangen gepeinigt werden sollte!) Doch von diesen entsetzlichen Verirrungen soll im Folgenden nicht die Rede sein, vielmehr vornehmlich von solchen Rechtsprüchen und Entscheidungen, die sich von dem üblichen grausigen Verfahren entfernen.



Der Goulaefchanonier.

Einheitliches Gesetz, einheitliche Rechtssprechung gab es in Flandern nicht. Die meisten Städte, selbst viele Dörfer, sprachen Recht nach ihren eigenen „Costumen“, d. h. anerkannten Gewohnheiten und Bräuchen, die gelegentlich recht sehr voneinander abwichen. Was hier straffrei blieb oder allenfalls mit einer Geldbuße gesühnt ward, kostete da vielleicht ein Glied des Daumens, dort womöglich den ganzen Daumen, noch wo anders die Faust oder die Ohren. So kannten manche Orte für den Ehebruch keine Strafe, Mecheln setzte „für jeden Tag“ 5 Schillinge Buße an, der Landbezirk von Spren kannte die Schuldigen auf 7 Jahre, Gent fügte zur Verbannung noch eine schimpfliche öffentliche Bußübung; wer in Mecheln verbotene Waffen trug, verlor das vorbeste Glied des Daumens, in Eier kam er mit einer Geldbuße und einer Pilgerfahrt davon usw. Aber nicht nur für die verschiedenen Gebiete Flanderns waren die Strafen so ungleichmäßig; auch an einem und demselben Orte konnten die gleichen Verfehlungen in mannigfacher Weise abgeurteilt werden, leichte Entlassungen mit großer Härte, schwere Untaten mit fast glaublicher Milde. Nur wenige Fälle waren in den „Keuren“ (d. h.

vom Grafen bewilligten Stadtrechten) und „Costumen“ vorgesehen die Strafen nur allgemein ausgedrückt; das meiste blieb der Phantasie und Willkür der Richter überlassen. Sodann kam sehr viel auf die Sünden selbst an. Hochstehende und Reiche wurden im allgemeinen sanft angefaßt, kleine Leute dagegen scharf angepaßt. In Brügge z. B. traf den Meineidigen neben der Verbannung die Strafe, mit einem glühenden Schlüssel im Gesicht gebrannt zu werden. War der Schuldige aber Mitglied der Stadtregierung, so kam er viel glimpflicher davon: abgefaßt von der selbstverständlichen Amtsentsetzung und einer Geldbuße traf ihn nur die Strafe, die Bank zu küssen, auf der er als Schöffe gegessen hatte, und rückwärts aus dem Saale geleitet zu werden. Das war alles! Und in diesem Falle war die Ungleichheit der Strafe sogar schriftlich festgelegt: die erste in den „Costumen“, die zweite in der „Keure“. Wie sollten die Richter anders handeln, wenn ihnen in keiner Weise die Hände gebunden waren!

Trotz der Schwere der drohenden Bußen — wie leicht war die Faust oder gar der Kopf verwundet! — waren nun die Verfehlungen nicht etwa gering an Zahl; weit gefehlt. Die Menschen waren damals roher und härter, als zu unserer Zeit, Bluttaten und Totschläge an der Tagesordnung. Noch die Verordnung Philipps II. von Spanien vom Jahre 1570 spricht davon, daß „Totschläge in diesem Lande sehr häufig vorkommen und oft geschehen“, und auf dem platten Lande waren die Baljuws (Vertreter der gräflichen Macht) von Amts wegen verpflichtet, zu allen Hochzeiten und Gastereien auf Kosten der Veranstanter einen oder mehrere Gerichtsdienner zu senden, „um die Gefechte zu verhindern, die da sonst stattfinden könnten“. Auch die „Costumen“ von Velle (Bailleul) und Poperinghe sprechen ausdrücklich davon. Trotzdem blieben natürlich grobe Ausschreitungen nicht aus. Ungezügelter Freiheitsdrang, Widerseßlichkeit gegen die obrigkeitlichen Gevalten steckten den Vlamen im Blute, und selbst der drohende Verlust der Faust, die sich gegen die öffentliche Macht erhob, des Kopfes, wenn Blut von Amtspersonen geflossen, hielt die Heißsporne nicht von ihrem unbefonnenen Tun ab. Bei den starken Gegensätzen zwischen den in „Ambachten“ und „Neringen“ (Gilden und Zünften) vereinigten Arbeitern und Handwerkern und den reichen Geschlechtern war jederzeit Zündstoff vorhanden. Eine Kleinigkeit genügte, ihn zur Entzündung zu bringen, die schwelende Unzufriedenheit in offenen Aufruhr emporlodern zu lassen. Nur durch sofortiges und scharfes Durchgreifen konnte man dann den Brand wieder zu dämpfen hoffen. Nach dem klassischen Zeugnis des Brügger Ratsheeren Damhouder, der 1562 eine berühmte „Kriminalpraxis“ schrieb, verfuhr man in solchen Fällen recht einfach, indem „man viere oder fünfen der Hauptstreiter unverzüglich den Kopf abhaut und darnach erst darüber disputiert, ob es wohlgetan ist“. — In ruhigen Zeiten gelang es manchmal, Kopf und Faust zu retten, wenn er durch reichliche Handsalbe den Baljuw dazu bewegen konnte, von dem Erheben der öffentlichen Anklage abzusehen oder die Richter für sich zu gewinnen vermochte. Es war nicht gar zu selten, daß sie sich mit Faust oder Kopf aus Metall begnügten, die dann gewöhnlich mit einer

R. Fiedler †

entsprechenden Inschrift in der Kirche oder im Schöffensaal aufgehängt wurden. Oftmals umschloß die metallene Faust noch das Werkzeug, das sich zum Stoß oder Schlag erhoben hatte, ein Messer oder ein Beil, und eine sehr vornehme Dame, die den Baljuw während einer Amtshandlung in einem ihrer Schöffers geschlagen hatte, mußte der Nachbildung ihrer Hand gar ihr Bildnis und ihr Wappen beifügen. Im Stadthaus zu Deurne bewahrte man vor dem Kriege noch mehrere solcher Köpfe und Fäuste auf.

Gab sich die beleidigte und bedrohte Obrigkeit dann und wann mit unblutiger Sühne zufrieden, so durfte von geschädigten Bürgern füglich Gleiches erwartet werden. Im Grunde galt ja bei Totschlägen und Körperverletzungen, wie zur Zeit der Blutrache und der gerichtlichen Zweikämpfe, immer noch das alte furchtbare „Blut um Blut“ und „Glied um Glied“, und des Geschädigten oder seines Rechtswahnehmers Verlangen nach scharfer Ahndung mußte entsprochen werden; ebenso aber auch der Bitte des Schuldigen um Vergebung eines „Zoenedinc“, eines Sühneverfahrens, zur Erlangung des sogenannten „Mondzoene“ (wörtlich „Mund-sühne“ als auch „Mund-tuß“; „zoenen“ bedeutet im Blämischen bezeichnenderweise zugleich „sühnen“ und „küssen“!). Der Geschädigte war in vielen Orten verpflichtet, der Vorladung zum Zoenedinc Folge zu leisten. Meistens ward dann eine gütliche Schlichtung herbeigeführt, wenn es auch oft erst langwieriger Unterhandlungen bedurfte, bis über alle Einzelheiten der Entschädigung (die Höhe der Geldsumme, die Art ihrer Zahlung, die Sicherstellung durch Bürgen usw.) und der Sühne (Abbitte; Verpfichtung, eine Pilgerfahrt oder bestimmte Stiftungen zu machen usw. sowie Wortlaut und Art der Abbitte) Einigung erzielt war. Die Mund-sühne ging feierlich im Beisein der Obrigkeit vor sich, in Antwerpen z. B. aus Anlaß eines Totschlages folgendermaßen: Der Sündler erscheint in einem hemdartigen weißen Gewande, barfüßig und barhäuptig, einen Strohalm in der Hand, die Gegenpartei in Trauerkleidung. Auf den Knien liegend steht entweder der Schuldige selbst oder der neben ihm stehende Amtschreiber mit genau bestimmten, beweglichen Worten dreimal um Verzeihung und Ver-söhnung, und eben so oft berührt der Baljuw den Sühneheischen mit seinem Amtsstabe. Dann gibt der Gegner (oder der Führer der Gegenpartei) ein Zeichen; der Knieende erhebt sich und empfängt von ihm auf dem Munde den Veröhnungstuß. Schließlich wird der Sühnevertrag verlesen. Er gipfelt in dem Versprechen, daß der Geschädigte dem Täter seine Tat verzeihe und weder selbst noch durch andere Blutsverwandte, „sie seien geboren oder noch ungeboren, so weit Wind weht und Regen rinnt“, ihn jemals wegen dieser Tat beschlügen werde, widrigenfalls man gegen ihn verfahren solle, „wie man über einen Friedens- und Sühnebrecher zu richten verpflichtet sei“. — Viele unbedachte, im Jähzorn und im Rausch begangene schwere Taten, die eigentlich mit Blut gerochen werden mußten, fanden auf diese Weise eine mildere Vergeltung, und es ward schmerzhaft empfunden, als im Jahre 1570 von Philipp II. Zoenedinc und Mondzoene für blutige Ausschreitungen verboten wurden.

Von jeder war aber nicht nur in schweren Fällen, wenn Familien durch Blutschuld eines der Ihrigen in Todfeindschaft geraten waren, vom Zoenedinc Gebrauch gemacht worden, sondern

auch bei weniger schweren Zerwürfissen. Ja, sogar wegen kleinster Kleinigkeiten, wegen alltäglicher, nichtsagender Reibereien und Stänkereien liefen Männlein und Weiblein zum Rabi und fanden daselbst willig Gehör. Gar mancher mußte ein spitzes Wort, eine spöttische Bemerkung, eine verhängliche Gebärde mit einer Pilgerfahrt (darüber unten mehr) wieder gut machen. Mitunter kam die Veröhnung aber auch unter Bedingungen zustande, die nicht vor Gericht, sondern in einer Gesellschaft ausgelassener feuchtschläplicher Zechbrüder vereinbart zu sein schienen. Wer fühlte sich nicht an de Costers Till Eulenspiegel und seinen stets eß- und trinklustigen, nimmersatten Freund Lammie Goedzaf erinnert, wenn er im Zoenedincbuch der Stadt Gent folgende Schiedsprüche findet: (1357) Mathis muß Jan so viel weißes Bier bezahlen, als dieser „in einem Gelage“ zu trinken imstande ist, Jan aber für 20 Miten (eine kleine Geldmünze) „Peinsen“ (etwa: Gefchlinge, alles Eingeweide wie Leber, Lunge, Magen des Kindes) ausgeben! Oder (1378): Willem und Gillis (Agidius) müssen, um einen wegen eines fetten Huhnes entstandenen Streit aus der Welt zu schaffen, einen Veröhnungsschmaus halten, zu dem Gillis den Braten — eine fette Gans — und Willem den Trunk — eine große Kanne Weins — beizubringen hat! — Das Röstlichste ist wohl aber jener Schiedspruch des Jahres 1353, der so wenig auf das Urteil eines erwürdigen, hochwohlweisen Richtercollegiums schließen läßt, daß der Gelehrte, der ihn ausgrub und veröffentlichte, es für nötig erachtete, das Faksimile aus dem Zoenedincbuch beizufügen, um jeden Zweifel an der Echtheit zu beseitigen. Er verdient wahrlich, wortgetreu wiedergegeben zu werden: „Jan Dorchman und Joos de Badere sollen beide zusammen St. Peter ihre Bittfahrt nach Doornijk tun, auf dem Fleischmarkt vor der besten Bude mit Peinsen niederknien und daselbst zum Zeichen des Friedens ein Ruhmaul küssen. Und da soll Jan Dorchman so viel Peinsen ausgeben, wie er und Joos essen mögen; und Joos soll das gute Ale oder Bier bezahlen. Und diese Pilgerfahrt sollen sie tun zur Zeit der Prozession von



Junge Straßenverkäufer.

R. Fiedler †

Doornijk, und jeder soll von dannen bringen ein großes Stück Peinse vorn an die Nütze genäht mit dem Zeichen des großen Siegels der Peinsen- und Bierverkäufer.“

Der Mund-sühne wesensverwandt war die Strafe der „Ehrlichen Besserung“. Sie bestand in einer entehrenden öffentlichen Bußübung und wurde für alle möglichen Verfehlungen ausgesprochen, für schwere Verbrechen — z. B. Verleitung zum Mordanschlag auf den Gatten — wie für ganz geringfügige Dinge — z. B. nächtliches Kikerikufen auf der Straße! Die Grundform war die, daß der oder die Schuldige im Hemde, mit einer Kerze von vorgeschriebenem Gewicht (1—24 Pfund) in der Hand, zunächst die Richter im Schöffensaal auf den Knien um Verzeihung bat, dann die Kerze in demselben Aufzuge, in Begleitung von Gerichtsdienern, durch bestimmte Straßen der Stadt zu einer Kirche trug, dort vor der gesamten Gemeinde nochmals laut öffentlich seine Schuld bekannte und Vergebung ersuchte und schließlich die Kerze der Kirche übergab. Sehr häufig wurde außerdem auf Geldstrafen erkannt oder auf Bittfahrten, Stiftungen, Fasten bei Wasser und Brot und dergleichen mehr, wobei der Phantasie und Willkür der Richter weitester Spielraum gelassen blieb. Manchmal war dieser Bußgang an mehreren Sonntagen hintereinander zu wiederholen und jedesmal einer anderen

Kirche eine Kerze darzubringen. Ja, ein Einwohner von Damme mußte, weil er „von der Landesregierung unbedächtig gesprochen“, sogar vier Jahre lang am Fronleichnamstage und an den drei Hochfesten barfuß, im weißen Buxhemd, begleitet vom Baljuo und zwei Gerichtsdienern, an der Prozession zu Brügge teilnehmen!

Oft ist bereits von Bittfahrten als Strafe die Rede gewesen. Diese Buße war jahrhundertlang sehr beliebt in Flandern und wurde ebenfalls ganz willkürlich verhängt. An Wallfahrtsplätzen bestand kein Mangel. Ein Verzeichnis der Stätten, nach denen die Stadt Gent die Schulbigen zu senden pflegte, umfaßt mehr als 250 Städte und Flecken. Raum und Zeit spielten keine Rolle. Bis nach Konstantinopel, dem Berg Sinai und Jerusalem hin mußten die Vlamen wallfahren. Oft wurden über die Lage des Ortes nur ganz undeutliche Angaben gemacht, zuweilen solche recht eigener Art. So z. B., wenn es von einem Orte in Südfrankreich heißt: „und man trägt da Holzschuhe das ganze Land durch“ (woraus man wohl schließen darf, daß man damals in Flandern noch keine „Klappen“ trug!); oder wenn es von einem rheinischen Orte heißt: „eine halbe Meile rheinaufwärts von Köln, wo man den ersten Wein trinkt“. Denn auch Deutschland war mit vielen Plätzen vertreten: von Lübeck bis Straßburg und von Aachen bis Riga, für das man von Gent aus 28 Tagereisen rechnete. Auch ganze Städte konnten zu solchen Pilgerfahrten verurteilt werden. So erzwang die deutsche Hanse in Brügge im Jahre 1392 nach einem groben Rechtsbruch der Vlamen, daß 36 Bürger von Gent, Brügge, Ipern eine Bußfahrt nach Rom, Santiago de Compostella und Jerusalem unternahmen, und 1305, nach dem unglücklichen

Friedensschlusse Brügges mit dem französischen Könige, mußten nicht weniger als 3000 Einwohner der Stadt und des Landkreises auf Pilgerfahrt gehn. — Im Laufe der Zeit kam es mehr und mehr auf, die Bittfahrten durch Geldleistungen zu ersetzen: jeder Wallfahrtsort wurde zu einer bestimmten Summe eingeschätzt; der Verurteilte pilgerte nicht mehr, sondern zahlte. Doch blieben immer noch zahlreiche Fälle, wo die Fahrt selbst unternommen werden mußte und nur die am Ziel der Reise selbst ausgestellte Bescheinigung den Verurteilten von seiner Schuld löste. Wegen welcher geringfügigen Bittfahrten verhängt wurden, zeigten schon die schnurrigen Entscheidungen aus dem Genter Zoendincbuche. Einige Beispiele mögen noch folgen: Es mußten zum Pilgerstabe greifen: ein abgewiesener Liebhaber, der mit seinem Anhang den glücklichen Nebenbuhler am Hochzeitstage belagerte und verhinderte, zur Trauung zu kommen; — ein junger Mann, der nachts über die Mauer des Beginenhofs kletterte; — ein Mädchen, das einem Manne Fensterpromenaden machte; — ein Kanonikus wegen eines Streites im Weinfeller des Domkapitels; — eine Frau, die ihre Schneiderin beschuldigte, ihr Kleid enger als vereinbart, gemacht zu haben; — eine Margarete, die eine Katarina eine „häßliche schwarze Käse“ benamste; — ein Heinrich, weil er zu einer Johanna sagte, er wolle sie an ihrer langen Nase fassen; — ein Jakob van der Elst, weil er vor einem Joos seine Hose abzog und ihm „sinen eers“ zeigte usw. Anstelle der Pilgerfahrten trat eine Zeitlang der Kampf gegen die Ungläubigen; der Schuldige wurde dann verurteilt, ein Jahr oder länger gegen die Türken zu kämpfen, „wenn eine allgemeine Seefahrt käme oder ein Landesheer einen Heereszug unternähme“. (Schluß folgt.)

„Alte weg“ gut deutsche Art.

Deutsche Art und deutsches Wesen geistlich nach Schwäche wie Fehler und im Gegenfatz zu der angeblich hohen Stufe der „Volk und Menschheit beglückenden“ Entente-Verdrüßung zu zeichnen, war und ist das Bestreben unserer Gegner. In Wort und Bild, Schule und Presse haben sie darin Unheimliches geleistet. Der lange Krieg sollte aber auch uns über deutsche, nationale Eigentümlichkeiten die Augen geöffnet und gezeigt haben, was wir besitzen, was uns noch fehlt. Der vierjährige Aufenthalt in Feindesland, tägliche Berührung mit anderen Nationen — ich denke vornehmlich an Flandern — der gegenseitige Austausch und teilweise engere Anschluß sollten uns von der noch „alte weg“ gut deutschen Art überzeugen. Nicht Überhebung, nicht Eigenbrödelei dürfen uns zu einer solchen Anschauung und Auffassung leiten, sondern eine sachliche Prüfung der Verhältnisse, eine klare Beurteilung der Charaktere, wie sie uns in den neu-geschaffenen Verhältnissen hier draußen begegnen. So wirkt der Krieg für unser gesamtes Volk lehrreich, wenn wir uns nur selbst treu bleiben, für alle Stämme und Stände, wie das Zusammenleben in Leid und Freud unter den Kameraden im Felde beweisen kann. Deutsche Charaktere, Persönlichkeiten sind sie alle, der Handwerker neben dem Gelehrten, der Rechtskundige neben dem Mann mit den Arbeitshänden. Im schweren Feuer ein Wort der Aufmunterung, gemeinsames Durchhalten, Mitteilen der persönlichen Angelegenheiten, Humor bei allem Ernst der Lage — deutsches Wesen und deutsche Art offenbaren sich in diesen Stunden an der Iser. Wie innig vertiefte sich doch der deutsche Professor und Held bis zu seinem Tode auf dem Feld der Ehre im Verkehr mit den Schlichtesten unter seinen Kameraden in diese gute deutsche Art, die sein Wesen ausmachte. Mit Recht hat ihm, „dem Volksfreund“, Friedrich (Karl Josef) das Lob gezollt, daß „ihm seine Lebensstunde für seine Wissenschaft diente“. Ja, „der innere Gewinn der Handarbeit für die geistige Tätigkeit war: Demut“. (S. 9 „Prof. Gregory“ Amerikaner, Christ, Volksfreund, deutscher Held. 1917.) Fleiß, Schaffenslust erfüllt sie alle, den auf seiner Lagerstätte beschaulich sitzenden Fischer von Nüßgen, mühsam kleine Schiffe bauend, die er, in Flaschen verstaubt, heimwärts als Feldgenuß und -arbeit schickt. Die Künste schlummern auch draußen nicht. Die Fachleute wetten in der Verteidigung ihrer Ansichten. Der Elbschiffer, als Vertilger einer Unmenge von Kaffee berühmt, mit 10 Jahren als Trommler bei den Marsch- und Tanzmusikern „schöne Groschen“ sich verdienend, steht stolz neben den beiden Vertretern der Backkunst, die sich nie einig werden, ob Backpulver, ob der oder jener Teig das schönste Gebäck herbeizubereit. Auch der Mechaniker hat in seinen wachfreien Stunden

unentwegt sein umfangreiches Buch über „Elektrizität“ zur Hand. Siamenswert ist auch der Arbeitstriebe des feldgrauen Versicherungsbeamten, der die laufende Post aus der Heimat mit den fälligen Arbeiten treu erledigt. Den Trieb, sich fortzubilden, sich geistig auch draußen zu betätigen, helfen die Gespräche und Debatten im Stollen oder Unterstand. Wenn sie auch endlos waren, es wehte doch ein Hauch erfrischenden Lebens in die Eintönigkeit. Meine „wandernde Bibliothek“, darin alle Nationen vertreten sind, wurde beständig in Anspruch genommen. Gute deutsche Art prägt sich in guter Lektüre aus. Ebenso erfuhr die Lebenskunde Bereicherung wie Vervollständigung. Bereicherung durch Beobachtung und Erfahrungen am blamischen Land und Leuten, wie sie A. R. Meyer in seinem Buche „Flandrische Etappe“ schildert. Und Vervollständigung? Das fremde Land, fremde Sitten, religiöse Vorstellung, Geschichte und Sage gewannen Gestalt und Form, und nicht zuletzt fiel der Schleier von dem bisher verhüllten, als Ideal betrachteten fremden Gut. Deutsche Art kommt wieder zu ihrem Recht. Daß sie kommen wird, dafür treten die deutschen Unternehmungen, wie Theater und Hochschulvorträge, ein, eine herrliche Kriegs- und Friedensarbeit! Obermatt. R. Lautenbach.

Das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Vizefeldwebel Eduard Bauer vom Marine-Inf.-Regt. 3, 9. Komp., stand seit Dezember 1914 im Felde und hatte bereits seine dritte Verwundung erlitten. Stets, wenn die Kompagnie Patrouillen aussandte, war Bauer sicher als freiwilliger Führer dabei. Hierfür stand er bereits öfter in der Stichwahl zum Eiz. Kreuz 1. Kl. Bei allen schwierigen Unternehmungen, woran die Kompagnie beteiligt war (Sturm auf St. Georg 1914, Angriff auf die Sandkastellung vor Terfille 9./10. April 1916, die ganze Zeit des ersten Aufenthalts an der Somme und noch beim letzten, schweren Feuerüberfall auf die Kombartzyde-Stellung) war Vizefeldwebel Bauer die Hauptstütze des Kompagnieführers. Durch seine Tapferkeit und Todesverachtung war B. seinen Untergebenen ein glänzendes Vorbild. Am 13. August 1916 rettete B. unter eigener Lebensgefahr einen belgischen Knaben vom Tode des Ertrinkens und erhielt für diese mutige Tat die Rettungsmedaille am Bande.

Beim Feuerüberfall am 10. Juni 1917 wurde Vizefeldwebel Bauer durch Minenplitter im Gesicht sehr schwer verwundet. Er war in jeder Lage, gleichgültig ob in oder hinter der Front, für den Vorgesetzten der brauchbarste Untergebene, für den Untergebenen der vorbildlichste Vorgesetzte und Führer. Das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhielt B. im Juli 1917.

Beilage zur Kriegszeitung In Flanderns Rüste

Nummer 7

15. September 1918

Kleiderabgabe und Heeresangehörige.

Zahlreiche, beim Kriegspresseamt aus dem Felde eingegangene Zuschriften haben ergeben, daß wegen der von der Reichsbekleidungsstelle veranlaßten Sammlung von Männeroberkleidung und der von den Kommunalverbänden auf Veranlassung der Reichsbekleidungsstelle versandten Aufforderungen zur Bestandsangabe unter den Heeresangehörigen eine starke Unruhe sich geltend macht.

Das Kriegspresseamt hat sich daher mit der Reichsbekleidungsstelle in Verbindung gesetzt und von dieser folgende Antwort erhalten:

„Das Ergebnis der Altkleiderammlung soll nur dazu dienen, diejenigen Arbeiter in kriegswichtigen Betrieben, die während ihrer Beschäftigung nach der Art ihrer Arbeit (vor offenem Feuer, in nassen Gruben) ständig und bei jeder Witterung unter freiem Himmel nicht mit Papieranzügen bekleidet werden können, mit geeigneter Kleidung zu versehen. Soweit dies hiernach irgend möglich, werden durch die Reichsbekleidungsstelle nur Papieranzüge angewiesen.“

Die Anzüge müssen selbstverständlich von den Arbeitern bezahlt werden. Die Kosten werden für jeden Anzug nach seiner Gesehung unter Zurechnung der Ausbesserungs-, Verwaltungs- und Transportkosten berechnet. Zuschüsse werden von keiner Seite geleistet.

Die Aufforderung zur Bestandsangabe soll nur an diejenigen Personen ergehen, die

1. noch keinen Anzug seit Erlass der betreffenden Bekanntmachung abgeliefert haben und
2. von denen die Leitung des Kommunalverbandes annimmt, daß sie ohne Störung ihrer und ihrer Familien Lebenshaltung und ihres Berufs in der Lage sind, einen Anzug gegen Bezahlung abzugeben.

Mit dieser Bestandsangabe ist aber auf jeden Fall den Vorschriften Genüge geleistet. Eine zwangswise Wegnahme oder Enteignung ist nicht angedroht.

Die Kommunalverbände sind selbstverständlich auch ermächtigt, bei Personen, die zum Heeresdienste eingezogen sind, von der Aufforderung zur Bestandsangabe abzusehen, wenn anzunehmen ist, daß sie nur soviel bürgerliche Kleidung besitzen, als sie nach Rückkehr ins bürgerliche Leben nach Maßgabe ihres Berufs und ihrer Lebensstellung bedürfen.

Auch werden sie beim Vorhandensein heranwachsender Kinder mit Rücksicht darauf von der Aufforderung zur Bestandsangabe absehen können, daß vielfach überflüssige Männeroberkleidung zu Kleibern für die Kinder umgearbeitet wird.

Heeresangehörige, die im Felde stehen, können selbstredend nicht zur Abgabe einer Bestandsangabe aufgefordert werden.

Da diese Aufforderung nach Sinn und Wortlaut der Anordnungen der Reichsbekleidungsstelle nur an die Personen zu richten ist, die einen abgabefähigen Anzug voraussichtlich besitzen, kommt die Ehefrau für die Abgabe einer Bestandsangabe nicht in Betracht. An die Ehefrauen der im Felde stehenden Heeresangehörigen dürfen daher die Kommunalverbände die Aufforderung zur Anzeige des Bestandes der Anzüge ihrer Ehemänner nicht ergehen lassen.

In einem anderen Schreiben hat die Reichsbekleidungsstelle noch nachfolgendes angeführt: Die Beurlaubung der Heeresangehörigen ist demnach unbegründet. Herdorgehoben sei nochmals, daß die Sammlung grundsätzlich auf Freiwilligkeit der Abgabe eines entbehrlichen Anzuges seitens des Besitzers gestellt ist. Besitzer ist aber nur der Ehemann. Die Ehefrau verwaltet

nur die Kleidung, wenn der Ehemann im Felde steht. Die Aufforderung zu dieser freiwilligen Abgabe richtet sich an die Allgemeinheit. Jeder, der will, soll eingeladen sein, einen Anzug abzugeben. Erwartet wird die Abgabe selbstverständlich nur von denen, die vermöge des über ihren Bedarf hinausgehenden Besitzes von Anzügen und nach ihren Familien-, Vermögens- und Berufsverhältnissen ohne Schädigung hierzu in der Lage sind. Auch unter den Militärpersonen an der Front und in der Heimat, nicht nur unter den Offizieren und Militärbeamten, sondern auch unter den Mannschaften, werden sich Leute befinden, die einen entbehrlichen Anzug besitzen, d. h. die mehr Zivilanzüge haben, als sie nach ihrer Entlassung vom Militär notwendig brauchen. An sie ist daher auch der Appell zur freiwilligen Abgabe gerichtet. Die ganze Sammlung ist nicht eine soziale Maßnahme zugunsten irgend einer Klasse der Bevölkerung, sondern eine Kriegsnotwendigkeit.

Familienunterstützung und Bedürftigkeit.

Anspruch auf Familienunterstützung haben die Angehörigen der Kriegsteilnehmer bloß im Falle der Bedürftigkeit.

Das Wort Bedürftigkeit hängt hier weniger mit „bedürftig“ als mit „bedürftend“ zusammen und hat nichts zu tun mit der Hilfsbedürftigkeit des Armenrechts, die das zur Erhaltung des Lebens oder der Gesundheit Unentbehrliche nicht herbeizuschaffen vermag.

Der Bedürftigkeit im Sinne der Kriegsfürsorge braucht sich niemand zu schämen, sie ist ein Ehrentitel des Rechts; denn sie bezeichnet ein Opfer, das die Familie dem Vaterlande bringt.

Andererseits soll der Besitz eines kleinen Sparguts die Unterstützungspflicht des Staates nicht ausschließen; denn reichen die Zinsen des Kapitals nicht aus, um den angemessenen Unterhalt der Familie zu bestreiten, so ist eben Bedürftigkeit gegeben. Die Ersparnisse selber anzubereichern soll niemand genötigt werden. Selbst dann, wenn größere Mittel vorhanden sind, aber nicht ohne Verlust flüssig gemacht werden können, ist unter Umständen Bedürftigkeit anzunehmen.

Um den Behörden eine gewisse Grundlage zu geben, hat man Einkommen von 1000 Mark, 1200 Mark und 1500 Mark, je nach Größe der Gemeinden, als Grenze festgesetzt für die Fälle, bei denen unter allen Umständen, ohne jede weitere Frage, Bedürftigkeit vorliegen soll.

Meistens ist sie natürlich schon bei höheren Einkommen gegeben, denn mit jenen „Riesensummen“ kann heutzutage keine Familie im entferntesten auskommen.

Die Eöhnung wird selbstverständlich auf das Einkommen der Familie auch dann nicht angerechnet, wenn Familienzahlungen stattfinden, wohl aber Gehälter, die an den Kriegsteilnehmer weitergezahlt werden. Ob man von den Familienangehörigen verlangen kann, daß sie sich selbst nach Verdienst umsehen, ist gleichfalls Frage des Einzelfalles und von den Behörden unter Berücksichtigung der gesundheitlichen, gesellschaftlichen und sonstigen persönlichen Verhältnisse mit Wohlwollen und Verständnis zu beurteilen. In Fällen, wo Angehörige, die früher auf Lohnarbeit gegangen waren, mit Beginn des Krieges die Arbeit ohne weiteren Grund aufgegeben haben, wird man verlangen können, daß sie sich auch jetzt nicht einzig und allein auf die staatliche Hilfe verlassen. Andererseits wird man auch in Kreisen, wo

eigenes Verdienen der Angehörigen bisher nicht üblich war, angemessene Betätigung erwarten dürfen; denn Arbeit schändet nicht. Die Mütter von erziehungsbedürftigen Kindern sollen jedoch nach Möglichkeit ihrer Erziehungsaufgabe und der Führung des Haushalts erhalten bleiben.

Bedürftigkeit berechtigt nur so lange zur Beanspruchung der Familienfürsorge, als sie anhält. Wer eine große Erbschaft macht, kann für sich selbst sorgen. Man darf die vorhandenen Mittel nicht denjenigen entziehen, die sie nötiger brauchen. Andererseits kann bei den zunehmenden Teuerungsverhältnissen heutzutage Bedürftigkeit in Fällen angenommen werden, wo sie vor einem Jahre noch ausgeschlossen werden mußte. *Fritz Fleisch.*



Guter Rat. „Was soll ich tun?“ fragte ein Freund den andern, „ich kann ein sehr reiches Mädchen heiraten, das mit ganz gleichgültig ist, und ein armes, das ich lieb habe. Was soll ich nun tun?“ — „Folge deinem Herzen, mein Lieber,“ sagte der Gefragte, „heirate das arme Mädchen... und dann kannst du mich ja mit der andern bekannt machen!“

Es war im vorigen Sommer, ich war in Urlaub in dem schönen Köln, saß eines Tages mit meinem Kameraden, dem Landsturmmann Alf und dessen 5jährigen Sprößling auf einer Bank am Rhein. Der kleine Christian (sein Vater nannte ihn Chrestl) erregte das Interesse einer sehr gesprächigen Dame. „Sag mal, Kleiner, wie heißt du? Wie alt bist du? Wo wohnst du?“ „Papa,“ rief der kleine Chrestl mit seinem tiefen Kinderstimmchen: „Papa, schick die Frau doch bitte tot!“ *Kriegsztg. der 7. Armee.*

Kommikamellen aus der Friedenszeit. Während meiner Dienstzeit wurde unserer Kompanie ein Vizefeldwebel der Reserve zugeteilt zur Ableistung einer achtwöchigen Übung. Der Herr Hauptmann schien nicht gut auf den Herrn „Vize“ zu sprechen zu sein, denn er fühlte ihm bei jeder passenden Gelegenheit scharf auf den Zahn. So sagte er eines Nachmittags: „Herr Vizefeldwebel der Reserve, kommandieren Sie doch dieser Abteilung hier mal einige Freiübungen.“ Alles klappte auch recht gut, bis nach dem verschiedenen Arm-, Kopf-, Hand- und Fußrollen das Kommando „Knie beu — — —“ ertönte. Nun war aber leider dem Herrn „Vize“ das Kommando „fire — — —“, durch das man aufgefordert wird, wieder in die vorige Stellung zurückzugehen, entfallen. Eine Minute nach der anderen ging in qualvoller Langsamkeit vorüber. Schon lief ein bedenkliches Bittern und Wanken durch unsere Reihen, da ertönte die Stimme des Hauptmanns: „Herrgott, Herr Vizefeldwebel, lassen Sie doch die Leute nicht so lange sitzen, sehen Sie denn nicht, daß gleich die ganze Gesellschaft umfällt!“ Nachdem der also Angehauchte noch einen hilflosen Blick über uns geworfen hatte, ertönte es aus seinem Munde: „Wieder in die Hockh!“

In der Artilleriekaserne zu B. ist soeben ein Munitionsdepot gebaut und mit elektrischem Lichte versehen worden. An einem der Leitungsmaste prangt nun folgende Rundmachung: „Nicht berühren — tötet sofort! Zutwiderhandelnde werden strenge bestraft!“ — Also noch nach dem Tode zum Rapport! *Kriegsztg. der 10. Armee.*

In der Reitbahn. Sonntagsreiter: „Ich möchte gerne ein Pferd haben, auf dem ich ganz sicher reiten kann.“ Stallmeister (in den Stall rufend): „Johann, ein Schaukelpferd!“

Peinliche Entgeißung. Große Gesellschaft. Vortwiegend Militärs. Der jüngste Leutnant soll eine Rede auf die Damen schwingen. Er befinnt sich kurz, springt auf im Vollbewußtsein eines blendenden Gedankens und ruft begeistert aus: „Meine Damen, mein Herz ist in zwei Kammern eingeteilt, über

dem Eingang der einen Kammer steht: „Mit Gott für König und Vaterland, aber über dem Eingang der andern Kammer steht —: „Für Damen!“

Die bösen Fremdwörter. Zu einem wegen seiner Schlagfertigkeit bekannten Arzte kam einst eine Dame und klagte: „Ach, Herr Doktor, ich muß Sie jetzt wirklich einmal insultieren — ich leide nämlich an so furchtbaren Konfektionen nach dem Kopfe.“

„Nun, meine liebe Frau, da gehen Sie einfach in die Hypothek und lassen sich für 20 Pfg. Rinoserosöl geben“, meinte gelassen der „insultierte“ Arzt.



Zahlenrätsel.

9 17 13 12 19 15 1 1 5 — amerikanische Nutzpflanze,
17 9 11 7 6 2 16 — französisches Nationalgetränk,
4 17 14 8 — eroberte Insel in der Ostsee,
16 17 6 4 11 20 16 13 16 — Ballade von Schiller,
15 10 13 1 17 3 — Teil eines Fernglases,
12 5 11 11 5 — religiöse Handlung,
9 7 1 1 17 3 4 — Unterhaltungsstück,
13 1 11 2 5 3 — englische Sekte,
3 7 15 4 5 21 17 6 17 7 3 15 — Stadt in Südamerika,
14 13 11 2 17 18 — männlicher Vorname.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ergeben einen bekannten Baderort Deutschlands.

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben sind acht Wörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ergeben den Namen und vorübergehenden Aufenthaltsort eines Reformators des Mittelalters. ba - dau - des - die - el - er - fahrt - häu - lan - laub - ler men - not - ro - rol - se - ster - to - ul - weg.

Die Namen bedeuten: 1. Pädagoge, 2. Stenograph, 3. Stadt, 4. Teil eines Baumes, 5. schlimmes Ereignis, 6. Facharbeiter, 7. Insel im Mittelmeer, 8. verstorbener Schriftsteller.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Streichholz-Aufgabe.

Heine.

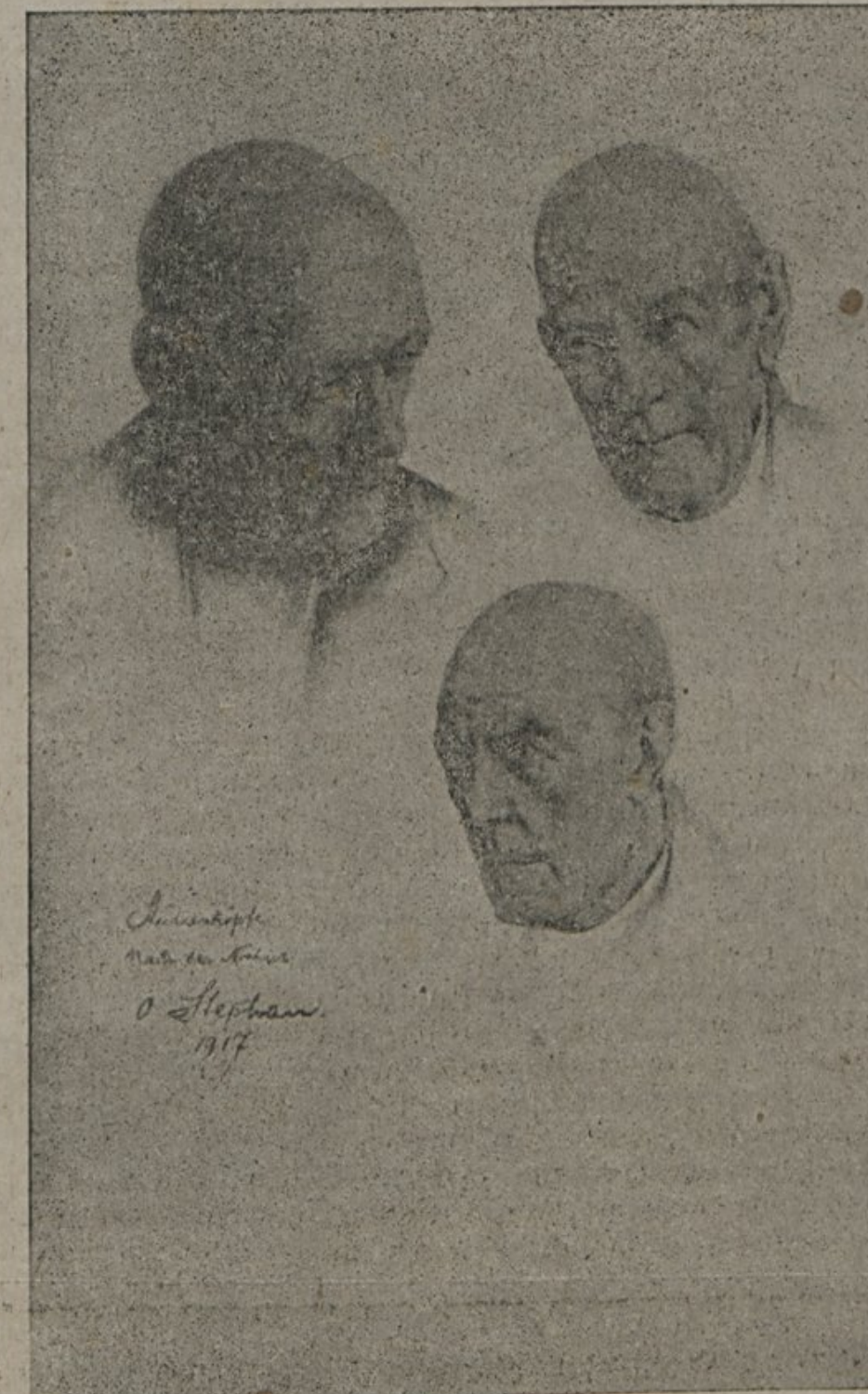
Silbenrätsel.

Demagog
Ida
Elefant
Samen
Dise
Nimrod
Nauen
Elfa
Bosphorus
Rache
Sbiot
Naumburg

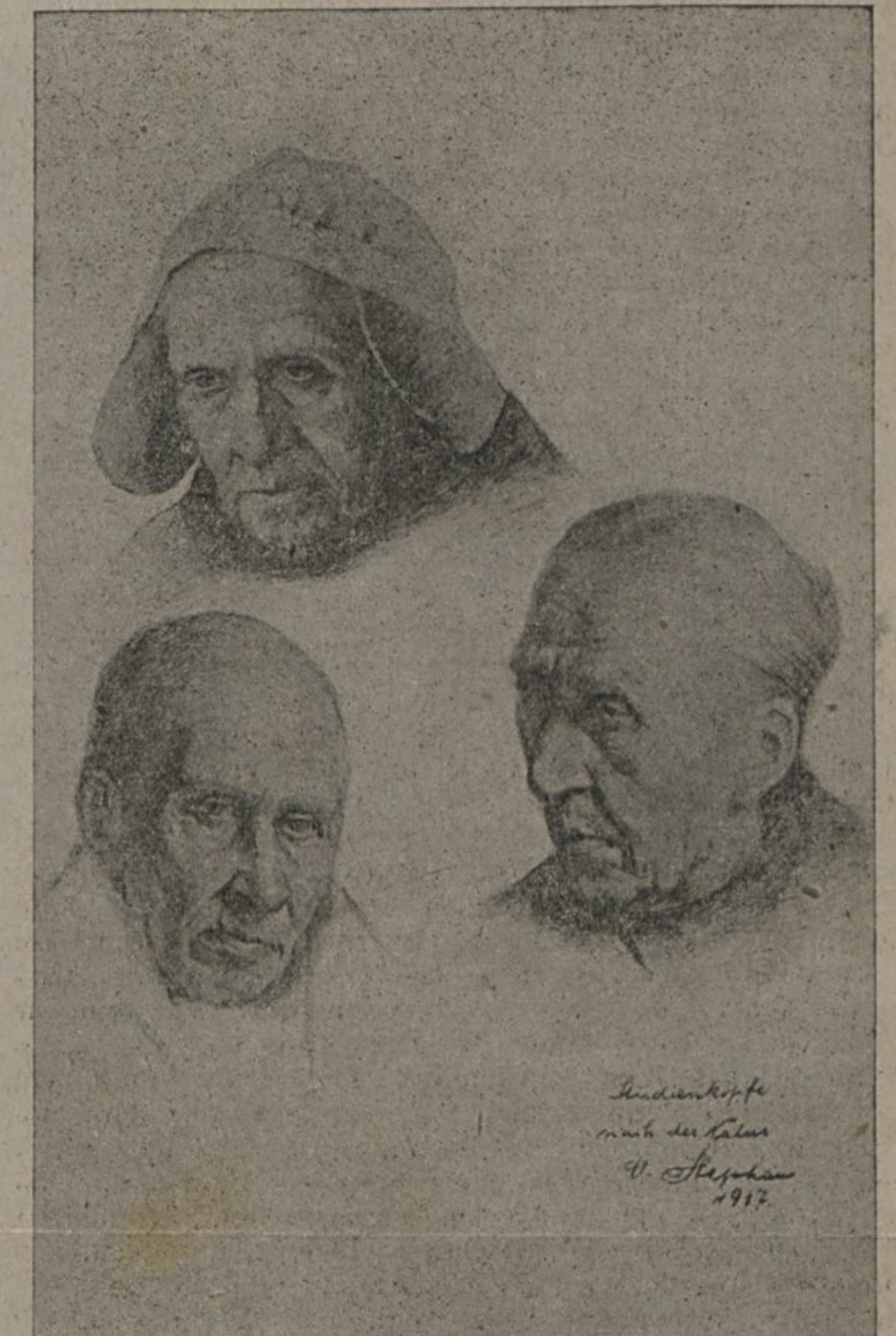
„Die Sonne bringt es an den Tag“.

Städte-Rätsel.

Hannover
Amsterdam
München
Dachau
Ulm
Ramsgate
Genf
— Hamburg.



Brügger Studienköpfe.



Zeichnungen von Feldpostsekretär Stephan.

Mit Bootskanonen von Brüssel bis Antwerpen.

(Fortsetzung.)

Von Leutnant Heyden.

(Nachdruck verboten.)

Antwerpen lag doch an der Schelde, außerdem wurde das Festungsgelände von vielen Kanälen durchzogen und waren vom Feind weite Strecken Landes unter Wasser gesetzt worden. Was lag da näher, als mit den Bootskanonen an Bord von kleinen Dampfbooten den Feind zu schädigen, wo man nur konnte. Oder aber was versprach der Name „Landungsartillerie“ nicht alles. Vielleicht war man dazu ausersehen, mit seinen Geschützen an der englischen Küste zu landen und so den ersten Anstoß zur Eroberung des britischen Inselreichs zu geben. Ein bloßer Zufall war es doch auch wohl nicht, daß die unter die Geschützmannschaften verteilten Torpedomatrosen gleichzeitig Sprengvorleute waren. — So gab man sich den kühnsten Träumen hin, bis endlich am 24. September die langersehnten Bootskanonen auf dem Kasernenhofe eintrafen und die rauhe Wirklichkeit wieder in ihre Rechte trat. Die Ankunft der Geschütze wurde unsrerseits selbstredend mit Freuden begrüßt, sollten sie uns doch endlich von dem Einerlei des Kasernenlebens befreien. Sofort wurde auf dem Hofe der Kaserne mit dem Exerzieren begonnen, da aber bisher niemand mit den Geschützen zu tun gehabt hatte, mußten die ersten Übungen an Hand der gedruckten Exerziervorschriften vorgenommen werden. Nachdem den Geschützmannschaften die ersten elementaren Handgriffe geläufig waren, wagte man sich in die breiteste Öffentlichkeit und setzte die Übungen auf dem der Kaserne gegenüberliegenden großen Exerzierplatze fort. Hier wurden in erster Linie die Bewegungen der Landungsartillerie geübt: das Aufmarschieren in Batterie- und Zugkolonne aus der Kolonne zu Einem, das Schwenken in der Batteriekolonne, das Einrücken in

die Feuerstellung usw. Da der Platz sehr sandig war und diese Übungen meistens in „Marsch Marsch!“ ausgeführt wurden, kostete uns diese ungewohnte Arbeit des Geschützeziehens viel Anstrengung und Schweiß. Und doch waren wir froh, endlich wieder ordentlichen militärischen Dienst verrichten zu können, das ewige Wachstehen war durchaus nicht nach unserem Geschmack gewesen. Sodann wurde auch noch das Nehmen von Hindernissen mit den Geschützen geübt, u. a. wurden sie an langen Tauen an einem steilen Abhang heruntergelassen und wieder heraufgezogen, oder aber die Geschütze wurden in ihre einzelnen Teile zerlegt, über ein Hindernis getragen und dann wieder zusammengefast. Bei der letzteren Übung stellte vor allen Dingen das Tragen des Rohres und der Lafette erhebliche Anforderungen an die Kräfte. Nach noch nicht zweitägigem Exerzieren mit den Geschützen — von einem Übungsschießen konnte selbstredend keine Rede sein — wurde für den 26. September früh der Ausmarsch befohlen. Nachdem die Munition verstaubt war — auf jedem Geschütz 72 Schuß — und der Rest auf dem Munitionswagen — verließ gegen 8.30 Uhr morgens die Landungsartillerie mit ihren zwanzig Geschützen die Kaserne, begleitet von den ermunternden und scherzhaften Zurufen der zurückbleibenden Kameraden. Wir waren nicht wenig stolz über unseren Auszug, war doch nun auch für uns die Zeit des Wartens vorüber und sollten wir doch bald unserm Vaterlande bessere Dienste leisten als Wachstehen und Kasernenreinigen.

Unter Führung ihres Kommandeurs, Kapitän z. S. Mörsberger, marschierte die Landungsartillerie zunächst in Richtung Schaarbeek. Die eigenartige Bepannung unserer Geschütze er-

regte begreiflicherweise überall nicht geringes Aufsehen. Die Belgier, die gewöhnt waren, sogar ihre Maschinengewehre von Hunden gezogen zu sehen, betrachteten uns mit unbehohlenen Erstaunen, sie konnten sich jedenfalls das Rätsel nicht erklären. Unsere feldgrauen Kameraden, bei denen wir vorüberkamen, lachten herzlich über das ungewohnte Bild der von Blaujaden gezogenen Geschütze und riefen uns manches fröhliche und neckende Scherzwort zu. Wir selbst fanden uns allmählich mit Galgenhumor in die durchaus nicht angenehme Rolle des Zugtieres und zogen unsere „Schmalzkanonen, wie sie scherzhaft genannt wurden, geduldig weiter, ging es doch fürs Vaterland dem Feinde entgegen.

Schon nach einem kurzen gemeinschaftlichen Marsche teilte sich die Landungsartillerie in zwei Abteilungen. Während die drei ersten Batterien abschwanden und den Weg nach Vilvorde einschlugen, zogen die beiden letzten Batterien in der alten Richtung weiter und erreichten gegen Mittag den Ort Melsbroeck. Hier nahmen wir in einem verlassenen Hause Quartier, und sogleich begann der Koch auf dem Hofe in einem vorgefundenen großen Waschkessel das Mittagessen zu bereiten, das auch glücklich abends fertig wurde. Da die ohnehin schon sehr spärliche Bagage durch die Trennung in zwei Hälften geteilt worden war, mußten wir die unfrige aus den im Dorfe vorgefundenen Beständen ergänzen, so weit es eben möglich war. Auf keinen Fall durfte der Kochkessel als unentbehrlichster und wichtigster Gebrauchsgegenstand zurückbleiben.

Nach einem kurzen Schläfe auf dem noch ungewohnten Strohlager rückten wir am frühen Morgen gegen 4 Uhr wieder ab und marschierten zunächst auf der Straße nach Haecht. In der stockdunklen Nacht führte uns der Weg vorerst durch den Duijt Bosch und da wir wußten, daß es jetzt gegen den Feind ging, war gerade dieser finstere Wald, in dem man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, so recht dazu angetan, sich in Gedanken mit dem noch unbekannten Feinde zu beschäftigen. Man erwartete jeden Augenblick, ihn mit großer Übermacht aus des „Waldes Duster“ hervorbrechen zu sehen, um sich unserer Geschütze zu bemächtigen und atmete förmlich erleichtert auf, als der Tag anbrach, so daß man einem etwaigen Feinde wenigstens Auge in Auge gegenüber treten konnte. Weiter ging der Marsch über Ruisbeek, Geelroede nach Campelaar, wo wir das Seebataillon trafen, dem unsere beiden Batterien vorläufig zugeteilt waren; außerdem gehörte noch ein Maschinengewehrzug mit fünf Gewehren dazu. Nach einem kurzen gemeinsamen Marsche schwenkte das Bataillon mit den Maschinengewehren ab, und wir marschierten allein weiter durch den Steentjes Bosch. Untertwegs kamen wir an einem Massengrabe vorüber, in welches 83 Krieger gebettet waren, wie das darauf befindliche Holzkreuz verkündete. Dieses erschütternde Zeugnis von der Vernichtungsgewalt des Krieges machte auf uns Neulinge einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck.

Inzwischen begann von Norden her der Kanonendonner zu dröhnen, ein Zeichen, daß auch heute der Kampf nicht ruhen würde. Die angestrenzte Tätigkeit des Geschützeziehens ließ bei uns jedoch nicht viel Nebengedanken aufkommen, es bedurfte der gesamten Kraftentfaltung, um die Geschütze auf den aufgeweichten Wald- und Feldwegen vorwärts zu bringen. Gegen 9 Uhr früh erreichten wir das Dörfchen Venne, wo wir vorläufig bleiben sollten, um weitere Befehle zu erwarten. Dieser Ort war auch ziemlich zerstört und selbstredend von den Einwohnern verlassen; Ziegen, Schweine und andere Haustiere trieben sich herrenlos umher.

Mittlerweile war der Geschützdonner immer lebhafter geworden, auch mischte sich schon das Knattern der Maschinengewehre und einzelnes Gewehrfeuer darein. Der ständig sich steigende Schlachtenlärm versetzte uns in eine nicht wenig erregte Stimmung, war es doch nicht unmöglich, daß wir heute zum ersten Male ins Gefecht kommen konnten. Nachmittags kam denn auch der Befehl, daß wir uns dem jetzt wieder vor uns befindlichen Seebataillon zum weiteren Vormarsch anschließen sollten. Wieder ging es über die schwierigsten Wege, sodaß es einer außerordentlichen Kraftanstrengung bedurfte, um der leichtfüßigen Infanterie auf den Fersen zu bleiben. Einmal versanken unsere Geschütze bis an die Achsen in einem Graben, aus dem wir sie nur mit vieler Mühe wieder herausheben konnten, nachdem erst sämtliche

Munitionskisten abgeladen worden waren. Als ein sehr lästiges Hindernis stellten sich bei uns Matrosenartilleristen die umgehängten Gewehre heraus, mit denen wir häufig in den Gebüsch hängen blieben. Da hatten es die mit Pistolen ausgerüsteten Torpedomatrosen besser.

Untertwegs wurde mit der Infanterie zusammen eine kurze Rast gehalten, während welcher diese aus der inzwischen nachgekommenen Feldküche gespeist wurde. Unser schwerfälliger Küchenwagen hatte uns selbstredend nicht folgen können, und so waren wir zur Stillung unseres Hungers, der nicht gerade klein war, auf die Früchte des Feldes angewiesen.

Dann wurde der Marsch fortgesetzt, und wir erreichten einen kurz vorher genommenen Bahndamm, der sich südlich von Mecheln, quer zum Dyle-Kanal, hinzieht. Hier hielt das Bataillon als Reserve. Bald erschien ein feindlicher Flieger — der erste, den wir in diesem Kriege zu sehen bekamen — und jeder suchte in dem spärlichen Gesträuch des Dammes Deckung, so gut es eben ging. Wir hatten schon jede Hoffnung auf eine kriegerische Betätigung für heute aufgegeben, als gegen Abend unser erstes Geschütz auf Befehl des Abschnittskommandeurs durch eine Unterführung des Bahndammes vorgezogen wurde. Wir feuerten im ganzen 18 Schuß auf mehrere bei Mecheln liegende Ziele, wie die Gasanstalt und die umliegenden Gebäude, mußten jedoch infolge der inzwischen hereinbrechenden Dunkelheit das Schießen vorzeitig abbrechen. Da die Bootskanonen damals noch ohne Schutzhild waren und wir in der Eile auch keinerlei Deckung herstellen konnten, befanden wir uns angesichts des nahen Feindes in einer sehr ungemütlichen Lage, wodurch sich auch die Hast und Aufregung während des Schießens erklären ließ. Nicht einmal die um unsere Köpfe fliegenden Gewehrgechosse hatten wir in unserem aufgeregten Zustande bemerkt. Man muß sich eben an alles gewöhnen, und dies war ja auch unser erstes Zusammenreffen mit dem Feinde. Selbstredend war die Bedienung des bevorzugten Geschützes nicht wenig stolz über diese Leistung, war es doch auch das erste Marinegeschütz, das auf dem belgischen Kriegsschauplatz in Tätigkeit getreten war. (Fortsetzung folgt.)

Farbige Steinzeichnungen der Kriegszeitung.

Steindruck von Franz Eichhorst, „Flandrische Landstraße“, vierfarbiger Maschinendruck auf imitiertem Japanpapier 5 Mark. Liebhaberhanddruck auf Bütten, nummeriert und signiert, 60 Mark.

Steindruck von Herbert Arnold, „Einschlagende Granate“, farbiger Maschinendruck auf imitiertem Japan 5 Mark. Liebhaberhanddruck, nummeriert und signiert, auf echtem Japan oder gelbem Karton 60 Mark.

Beide Kunstblätter sind im Ausstellungsraum der Kriegszeitung, Brügge, Steinstraße 23, zur Schau gestellt. Bei Bestellungen erfolgt gegen Voreinsendung des Betrages auch Versand nach auswärt, doch ist für die billigeren Drude noch 1 Mk. Aufschlag für die Verpackung in Papprollen mit einzufenden.

Die Zeitung ist in Deutschland erhältlich:

1. durch den Verlag C. F. Amelang in Leipzig, Stephanstr. 1. (Bestellung nimmt jede Buchhandlung zum Preise von 20 Pf. pro Nummer entgegen.)
2. durch Postbezug. (Bestellung nimmt jeder Briefträger zum Preise von 1,20 M. pro Quartal entgegen.)

Wer die Zeitung unmittelbar an seine Heimatsadresse gesandt haben möchte, um sie später gesammelt als Erinnerungsblatt an die Kriegsjahre des Marinekorps in Flandern zu besitzen, mache seine Angehörigen auf diese beiden Bezugsmöglichkeiten aufmerksam.

Abdruck der Aufsätze, wo nicht ein anderes ausdrücklich bemerkt ist, mit Quellenangabe gestattet.

75429